

Publizieren als Prostitution?

Bruno S. Frey*
Universität Zürich

Publizieren ist notwendig, aber mühsam

Veröffentlichungen in referierten wissenschaftlichen Zeitschriften sind heute für alle unumgänglich geworden, die eine akademische Karriere verfolgen. Insbesondere wer eine Professur an einer Universität erlangen will, muss Publikationen in möglichst guten, vor allem internationalen referierten Journalen vorweisen können.

Jede Person, die publizieren will, erhält Ablehnungen. Je mehr Papiere eingereicht werden, desto mehr werden (normalerweise) auch abgelehnt. Dieser schmerzhaft und oft als unfair betrachtete Prozess (vgl. Seidl et al. 2002) gehört zu den unvermeidlichen Kosten einer akademischen Laufbahn. Umso höher ist deshalb die Freude, wenn es dann doch gelingt, einen Artikel in einer angesehenen Zeitschrift unterzubringen.

Für Nachwuchswissenschaftler,¹ die sich innerhalb einer eng begrenzten Zeit auf diese Weise qualifizieren müssen, stellen sich vor allem zwei Probleme.

1. Der Publikationsprozess zieht sich über eine lange Zeit hin. Gemäss der Studie von Ellison (2000) verstreichen zwischen dem ersten Einreichen und der endgültigen Annahme einer Arbeit von einem halben bis zu drei Jahren. Die untere Limite dürfte selten zutreffen. Nach meiner eigenen Erfahrung ist bei führenden Zeitschriften (wie AER, JPE, QJE etc.) eine erste Antwort (naturgemäss meist eine Ablehnung²) erst nach etwa sechs Monaten, häufig aber erst nach einem Jahr zu erwarten. Damit entsteht ein gewaltiger Zeitaufwand, weil die gleiche Arbeit ja nur bei einer Zeitschrift eingereicht werden darf.
 2. Wer Glück hat und von den Herausgebern zu einer Überarbeitung eingeladen wird, sieht sich vor eine harte Wahl gestellt. Die Editoren entscheiden auf Grundlage von zwei und zuweilen auch drei Gutachten anderer Wissenschaftler. Wegen des Überangebots von Papieren entschliessen sie sich nur für ein Revisionsangebot, wenn alle Gutachten zumindest grundsätzlich positiv sind. In den Gutachten werden
- *Für hilfreiche Anmerkungen bin ich Simon Lütchinger, Reto Jegen, Stephan Meier und Matthias Benz dankbar.
1. Alles, was gesagt wird, gilt in gleicher Weise auch für Frauen in der Wissenschaft.
 2. Gemäss einer Berechnung von Azar (2003) werden die meisten Manuskripte vor ihrer Publikation zwischen drei und sechs Mal eingereicht.

detaillierter und häufig sehr weitgehende „Anregungen“ formuliert, in welcher Weise der Beitrag umzuarbeiten ist, damit er publizierbar wird. Nicht selten machen die Gutachter „Vorschläge“, die mit den Intentionen des Autors inkompatibel sind oder ihnen sogar völlig widersprechen.

Prostitution?

Jeder Autor weiss: was die Gutachter schreiben, sind keine unverbindlichen „Anregungen“ oder „Vorschläge“, sondern es sind *Aufgaben*. Sie brauchen nicht beachtet zu werden – dann kann man aber eben so gut die Publikationsabsicht in der betreffenden Zeitschrift vergessen, oder zumindest vermindert sich die Veröffentlichungschance drastisch. Geht man jedoch darauf ein, verkauft man (zumindest teilweise) seine Seele, wird man doch zu Änderungen veranlasst, die man freiwillig nicht tun würde. In einer Untersuchung (Bedeian 2003) wurde festgestellt, dass nicht weniger als 25 Prozent der Betragten (deren Beitrag veröffentlicht wurde) zugeben, dass sie, um den Gutachtern zu gefallen, wichtige Aussagen in ihr Papier aufgenommen haben, *die sie selbst für falsch ansehen*.

Dieser Zwang zur seelischen Prostitution wird von manchen Leuten wegdefiniert, indem behauptet wird, die Gutachter würden ja Vorschläge machen, die das Papier verbesserten. Diese Ansicht ist allerdings reichlich naiv. Sichtlich dienen manche Vorschläge zur Verbesserung, viele aber auch nicht. Häufig wollen die Gutachter eine bestimmte wissenschaftliche Auffassung, die sie für richtig ansehen, durchsetzen. In aller Regel sind dies die traditionellen Auffassungen; neue Ideen haben es schwierig, nicht nur von einem, sondern von zwei Gutachtern akzeptiert zu werden. Bei drei Gutachtern wird diese Chance sehr gering (vgl. auch Gans und Shepard 1994).

Das Problem kann auch wegdefiniert werden, indem auf die Freiwilligkeit der Entscheidung hingewiesen wird, den „Vorschlägen“ der Gutachter zu folgen. Dies ist richtig: in aller Regel erfolgt Prostitution freiwillig. Dies sollte aber nicht bedeuten, dass die zugrunde liegende Entscheidungssituation zu rechtfertigen ist.

Was ist das Problem?

Der bestehende Publikationsprozess in der Volkswirtschaftslehre hat zwei wesentliche Kosten:

1. Veröffentlichungen anstrebende Wissenschaftler erleiden psychische Kosten, wenn sie einen Text den Anforderungen der Gutachter entsprechend, aber entgegen ihren eigenen Überzeugungen anpassen müssen, um eine Erfolgsaussicht zu haben. Diese Kosten sind je nach Wissenschaftler unterschiedlich hoch. Einige Leute haben das Publikationssystem bereits so stark internalisiert, dass sie dessen Kosten kaum mehr spüren. Manche

nehmen mögliche Einwände von Gutachtern bereits vorweg, insbesondere indem sie sich anstrengen, ihren Beitrag in die traditionelle Theorie einzubetten. Ebenso werden potentielle Gutachter entgegen der eigenen Auffassung zustimmend und positiv zitiert.

Anderer Wissenschaftler leiden hingegen unter dem Zwang sich zum Zweck der Publikation anpassen zu müssen. Sie tendieren dazu, deshalb auf eine wissenschaftliche Karriere zu verzichten. (Allerdings ist nicht sicher, ob sie in anderen Berufen weniger zu faulen Kompromissen genötigt werden.) Dieser Selektionseffekt der anpassungsfähigere gegenüber „aufrechten“ Typen von Personen begünstigt, schädigt langfristige unserer Wissenschaft.

2. Der bestehende Publikationsprozess unterstellt stillschweigend, dass die Gutachter ausschliesslich das Wohl der Wissenschaft verfolgen. Eine solche Verhaltensannahme widerspricht allerdings der üblichen Annahme der Wirtschaftstheorie, wonach die Individuen im wesentlichen ihren Eigennutzen verfolgen. Die Gutachter haben keinerlei Eigentumsrechte an der wissenschaftlichen Zeitschrift, die sie beraten. Sie haben deshalb auch keine (extrinsischen oder gar monetären) Anreize, ihr Gutachten so zu verfassen, wie es dem besten Interesse der Zeitschrift entspricht. Vielmehr können sie es sich leisten, ihre rein privaten Auffassungen zu vertreten. Dazu gehört zum Beispiel auch, dass sie verständlicherweise Wert darauf legen, sich selbst zitiert oder zumindest ihre eigene Auffassung unterstützt zu sehen. Umgekehrt ist ihnen gleichgültig, ob ein Aufsatz interessant zu lesen ist oder in der Zukunft viel zitiert werden wird (vgl. dazu Laband und Tollison 2003). Deshalb sind viele Artikel in einer früheren Form spannender zu lesen, als wenn sie durch den Gutachterprozess gegangen sind.

Gehört eine wissenschaftliche Zeitschrift einem einzigen Herausgeber (was höchst selten der Fall ist), berücksichtigt er hingegen auch die Interessen der potentiellen Leser. In aller Regel besitzen jedoch die Herausgeber keine Eigentumsrechte an der Zeitschrift. Die Anreizstruktur ist besonders mangelhaft ausgebildet, wenn eine grössere Zahl von Herausgebern tätig ist. In diesem Falle ist nicht einmal mehr eine Verbindung zur Zeitschrift über den Reputationsseffekt voll wirksam.

Was lässt sich tun?

Die aufgeführten Probleme des heutigen Publikationssystems in der Volkswirtschaftslehre lassen sich durch eine einfache Regeländerung überwinden oder doch wenigstens wesentlich abschwächen: Der Hauptherausgeber muss am Anfang und innert kurzer Frist (nicht länger als in zwei Monaten) eine *grundsätzliche* Entscheidung fällen, ob ein Aufsatz für seine Zeitschrift von Interesse ist. Erst *dann* geht der Aufsatz an die Gutachter. Sie werden ausschliesslich gebeten, Hinweise zur Verbesserung der Arbeit zu geben,

nicht jedoch, eine grundsätzliche Evaluation vorzunehmen. Sind sie mit liefergenden Aspekten des Aufsatzes nicht einverstanden, wird ihnen Gelegenheit gegeben, dies kurz und prägnant (auf höchstens einer Druckseite) im Anschluss an den veröffentlichten Aufsatz zu äussern. Damit erhalten Wissenschaftler weiterhin einen Anreiz, als Gutachter tätig zu sein.

Ein häufig genanntes Gegenargument gegen diesen Vorschlag ist, dass die Herausgeber wissenschaftlicher Zeitschriften dadurch überfordert würden. Der Vorschlag wird als nicht machbar eingestuft. Aus diesem Grund ist die Reaktion auf den Vorschlag (in der ausführlichen englischen Version in Frey 2003) bemerkenswert. Insgesamt habe ich 21 Herausgeber wissenschaftlicher Zeitschriften in unserem Fachgebiet (darunter auch die zur Spitze zählenden AER, EJ oder RES) um ihre Einschätzung gebeten. Die eine Hälfte antwortete mit „unmöglich“ und die andere Hälfte mit „das haben wir schon immer so gemacht.“ Allerdings ist offen, ob tatsächlich von den Befragten so verfahren wird und warum diese Praktik kaum offengelegt wird. Ein Grund könnte sein, dass es für Herausgeber angenehm ist, sich hinter dem Gutachterprozess zu verstecken und die Verantwortung für Ablehnungen abzuwälzen. Offensichtlich gehen aber die Praktiken und Meinungen weit auseinander. Es ist denkbar, dass es für eine Zeitschrift vorteilhaft ist, explizit gemäss dem hier gemachten Vorschlag zu verfahren.

Literaturverzeichnis

- Azar, O.F. (2003), Rejections and the importance of First Response Times. *International Journal of Social Economics* 30(10): 1084-1094.
- Bedelau, A.G. (2003), The Manuscript Review Process: The Proper Role of Authors, Referees and Editors. *Journal of Management Inquiry* 12(4): 331-338.
- Ellison, G. (2000), The Slowdown of Economic Publishing. National Bureau of Economic Research Working Paper No 7804.
- Frey, B.S. (2003), Publishing as Prostitution? Choosing between one's own ideas and Academic Success. *Public Choice* 116(1-2): 205-223.
- Gans, J. and G.B. Shepard (1994), How Are the Mighty Fallen: Rejected Articles by Leading Economists. *Journal of Economic Perspectives* 8: 165-180.
- Laband, D.N. und R.D. Tollison (2003), Dry Holes in Economic Research. *Kyklos* 56: 161-174.
- Seldl, C., U. Schmidt und P. Gröschke (2002), A Beauty Contest of Referee Processes of Economics Journals: Preliminary Results. Mimeo, Universität Kiel.